Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 47

Artikel: Drei rote Federn - dreifacher Mord

Autor: Neuenstein, V.v.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648724

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Nein, Heubergbauer, es ist am End besser, ich suche mir einen andern."

„Also morgen hole ich die Sau", machte er bestimmt. Er ergriff ihre Hand und drückte sie, daß sie aufjauchzte vor Schmerz. „Gut Nacht, Beni, Schatz!" sagte er halblaut und verließ, schweren, polternden Schrittes die Wirtsstube.

Kaum war er im Gang, ließ sie sich, auflachend, auf eine Stabelle fallen. Aber neben dem Uhrgehäuse ging ein Scheiblein zurück; ein strohfarbener Krauskopf zeigte sich. „Komm nur herein, Sepp; er ist heimzu und der Vater ist im Bett."

Jetzt schloff Sepp, der junge Heubergbauer, in die Stube. Das Holderbeni trat rasch zur Lampe und schraubte sie so herab, daß man den schweren Tafeltisch für eine Riesenschildkröte ansehen konnte. „Komm, Schatz", sagte sie leise; „nun will ich aber dir die Zähne zählen."

(Fortsetzung folgt.)

Drei rote Federn — dreifacher Mord.

Ein Reiseabenteuer in Abessinien von V. v. Neuenstein.

Ein befreundeter junger deutscher Ingenieur, Leiter der Vermessungsabteilung bei der abessinischen Grenzabsteckungskommission, wurde vor einigen Monaten aus bisher noch unaufgeklärten Gründen von einer Horde Aissa Somali buchstäblich aufgespießt. Ahnungslos hatte er eines Morgens das Camp verlassen und einer tapferen jungen Frau, die ihm in die Wildnis gefolgt war, noch ein fröhliches „Auf Wiedersehen!" zugerufen. Sie hat ihn nicht wieder gesehen. Nach Berichten seiner zwei Begleiter, zweier Eingeborenen, dem Lenker des Camions, in dem der Ingenieur das Camp verließ, und seinem Helfer, hatte sich das Drama etwa so zugetragen: Auf dem Weg zur Arbeitsstelle mußten sie einen Engpaß passieren, der zwischen hohen Felsengruppen führt. Dort angelangt, fanden sie den Durchgang von mehreren Felsblöcken versperrt. Die beiden Eingeborenen stiegen ab, um das Hindernis zu beseitigen. Da hagelte es plötzlich Steine auf sie herab. Zu ihrem Entsetzen gewahrten sie, daß die Steine von einer Horde von etwa 80—100 Aissa Somalis geschleudert wurden, die in dichten Scharen die Spitzen der Felsen besetzt hielten. Eilends krochen die beiden, sich vorsichtig deckend, unter den Camion, während ihr Herr, schon schwer von den Steinen getroffen, nur mehr die Kraft hatte, einen Schuß aus seinem Revolver abzugeben. Im gleichen Augenblick sausten auch schon zahllose Speere auf ihn herab, sodaß er sofort starb.

Die beiden unverletzt gebliebenen Begleiter schlichen nach einer Weile, als keine Gefahr mehr drohte, unbehelligt davon und brachten der Kommission die furchtbare Botschaft.

Den Grund dieses schauerlichen Geschehens hat man nicht feststellen können. Der überall gern gesehene, auch bei den Eingeborenen beliebte Ingenieur dürfte kaum das Opfer eines Raubüberfalles geworden sein. Er hatte weder Geld noch Wertgegenstände bei sich und sein Jagdgewehr, das anfangs nicht auffindbar war, wurde später in der Nähe der Mordstelle entdeckt. Vielleicht ist seine Erklärung darin zu finden, daß in diesem Jahre außerordentliche Dürre herrschte und durch die neue Grenzabsteckung möglicherweise irgend ein geheimes Wasserloch eines Eingeborenenstammes zum fremden Gebiet geschlagen wurde, wodurch sich die kleine Schar dieser äußerst wilden Völker in ihrem Lebensnerv getroffen fühlte. Wie dem auch sei, der Eindruck, den dieses schauerliche Ereignis hervorgerufen hatte, war in ganz Abessinien ungemein stark. Mehr denn je trachteten nun viele meiner Freunde in AddisAbeba, mich vor den wilden Stämmen (Somalis, Karajos, Dankalis), die in den Wüstensteppen des mittleren Laufes des Aouacheflusses entlang hausen, zu warnen, weil ich ja auf meinen wiederholten Reisen diese Gegenden durchqueren mußte. Noch unter dem Eindrucke des traurigen Ereignisses, dem ein mit uns gut befreundeter junger Mann zum Opfer gefallen war, mußte ich kürzlich wieder eine Reise von unserer im Herzen des Arussilandes gelegenen Kaffeeplantage nach der Hauptstadt Addis Abeba ohne Begleitung meines Mannes unternehmen.

Ich lachte über die immer wiederkehrenden Erzählungen der Ambaren und auch der alteingesessenen Europäer, die behaupteten, bei den obgenannten Völkern herrsche noch immer die Sitte, daß kein Jüngling ein Weib erobern könne, bevor er nicht zum Beweise seines Mutes und seiner Mannbarkeit mit einem Morde aufwarten könne. Als sichtbares Zeichen durfte er dann eine rote Feder im Haar tragen. Man wird demnach verstehen, daß das, was mir auf dieser Reise zustieß, mir doch einen nicht geringen Schrecken einjagte.

Ich war mit meinen ständigen drei Begleitern, darunter ein hünenhafter, mir sehr ergebener Gallaneger, bis an den Aouachefluß gelangt und beschloß, wie immer einige Stunden unter den herrlichen, gigantischen Urwaldriesen, die den Wasserlauf säumen, zu rasten. Ich hatte reichlich Zeit, weil mein Zug von der Station Aouache erst am nächsten Morgen abging. Das dichte Blätterdach bot wundervollen Schutz gegen die sengende Sonnenglut. Während ich es mir bequem mache, steigen meine drei schwarzen Begleiter zum Flußufer hinab, um die Reit- und Tragtiere zu tränken und ihre mitgebrachten Kürbisflaschen zu füllen.

Plötzlich vernehme ich heftigen Wortwechsel, der bald in wüstes Schimpfen und Brüllen übergeht.

Durch das Blätterwerk sehe ich am gegenüberliegenden Ufer eine ganze Horde Karajos aufgeregt hin- und herlaufen und wilde Drohrufe ausstoßen. Kalt läuft es mir über den Rücken! Ich rufe meinen Leuten zu, sofort zu mir zu kommen und frage sie, was der Streit bedeute. Sie belehren mich, die Karajos hielten sich darüber auf, daß meine Leute bewaffnet seien. Meine dummen Kerle hatten nämlich die Gewehre nicht abgelegt, was ich nicht bemerkt hatte. Nur murrend und ungern legten sie, meinem strengen Befehle folgend, ihre Gewehre beiseite.

Eine Weile ist alles still, aber ein Blick auf das andere Ufer belehrt mich, daß der „Feind" keineswegs gewichen ist. Meine Leute haben in der Aufregung ihre Trinkgefässe am Wasser liegen gelassen. Der Durst beginnt sie zu quälen, sie wollen wieder zum Fluß hinunter, aber nicht ohne Waffen. Ich verbiete ihnen dies jedoch. Wieder vergeht eine Zeitspanne — endlich hat doch einer den Mut, sich leise, immer hinter Baumstämmen Deckung suchend, zu den Trinkgefässen zu schleichen. Als er wieder zurückkehrt, zittert er am ganzen Leibe wie Espenlaub.

Bald hören wir Geplätscher.

Eine Gruppe Karajos überquert den Fluß und kommt auf uns zu.

Meine Leute greifen hastig zu den Waffen. —

Angst, fast Entsetzen malt sich auf ihren verzerrten Gesichtszügen.

Ich befehle ihnen streng, die Gewehre liegen zu lassen.

„Herrin, Herrin! Wir sind verloren! Du wirst sehen, jetzt werden sie uns alle umbringen und wir sind wehrlos!"

Stolz schreiten fünf bronzene Gestalten heran. Trotz meines leichten Unbehagens kann ich nicht umhin, diese prächtigen Menschen zu bewundern, die, nur mit einem kleinen Lendentuch bekleidet, ihre wohlgeformten geschmeidigen Glieder unverhüllt dem Auge preisgeben und elastisch, mit federnden Schritten, wie es nur solchen Naturvölkern eigen ist, auf uns zukommen. Rote Federn schmücken ihre üppigwolligen Haarmatratzen. Der Anführer, ein großer, kräftiger Bursche, hat deren drei in seiner Frisur. Also drei Morde! Jetzt lache ich nicht. Jeder der fünf Kerle hat im Riemen, der das Lendentuch trägt, seinen Tschubi (zweischneidiges krummes Messer) stecken. In der Rechten tragen sie die Lanze.

In angemessener Entfernung bleiben die Fünf stehen.

„Gari Vuoltami", der Gallagruß, schallt einstimmig zu uns herüber.

„Gari Vuoltami", antworten wir. Jetzt gehen die Fünf in die Kniebeuge und hocken sich auf ihre Fersen.

Ich atme auf. Dies ist immerhin ein untrüglich friedliches Benehmen. Nun fängt ein Fragen und Antworten an.

Ich will wissen, was sie herführt und weshalb früher der Streit entbrannte.

Einer meiner farbigen Trabanten verdolmetschte mir: Sie seien keine Schiftas (Räuber), sondern friedliche Leute, die ihre Herden zur Tränke an den Aouachefluß trieben. Meine Leute aber hätten gefährliche Waffen bei sich.

Ich ließ ihnen antworten, daß meine Leute ganz harmlos und ungefährlich seien. Nur zu meinem Schutze hätten sie die Waffen mitgenommen. Und jetzt hätte ich ihnen befohlen, die Gewehre abzulegen. „Ja, das hätten sie gesehen und wären deshalb in friedlicher Absicht herübergekommen. Sie wären neugierig gewesen, die weiße Frau zu sehen."

Nun rücken sie näher heran und hocken sich wieder auf ihre Fersen. (Mir ist unverständlich, wie ein Mensch stundenlang in dieser Stellung verharren kann, ohne zu ermüden). Ein langes Palawer mit meinen Begleitern beginnt und zum Schluß verteile ich unter die Karajos noch eine Tafel Schokolade, die sie mit wohlgefälligem Grinsen vertilgen.

Wir scheiden in größter Freundschaft und als ich schließlich den Fluß übersetzte, um zur Station Aouache zu gelangen, klingt mir ein freudiges „Gari Vuoltami" vielstimmig nach.

Nun belehre ich meine Kerle, daß ganz allein sie an dem unerquicklichen Streit schuld seien und daß die Karajos, wenn man sie nicht reizt, ganz harmlose Menschen seien.

Ungläubig schütteln sie jedoch ihre Köpfe. Nur meine Anwesenheit, behaupten sie, hätte sie heute gerettet. Sonst wären sie alle tot.

Welt-Wochenschau.

Vor einer chinesischen Explosion.

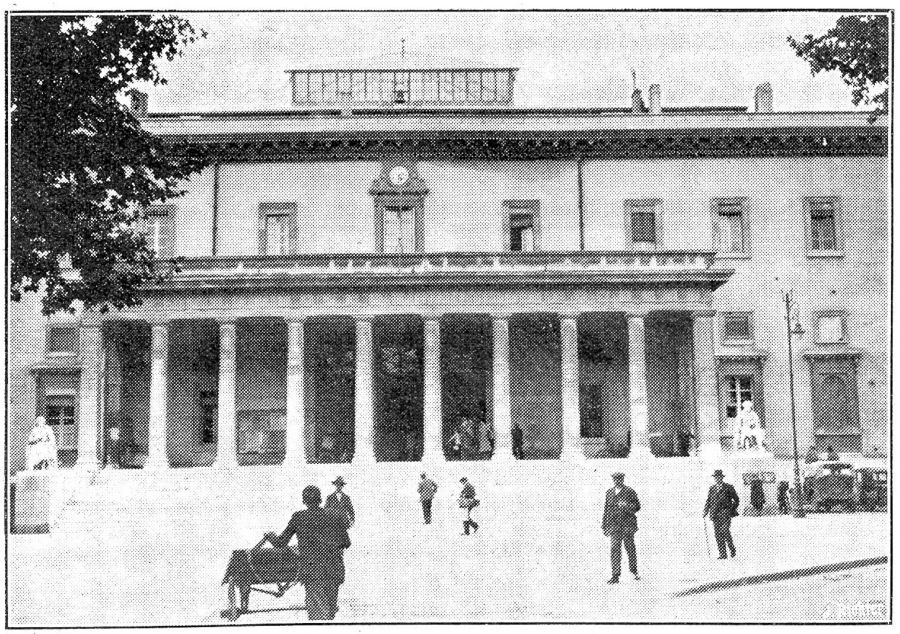
Großbritannien hat auf drei Punkten dem Aufkommen gegnerischer Mächte zu wehren, und auf allen drei latenten Kriegsfronten des britischen Weltreiches läßt es womöglich seine Freunde zuerst rüsten oder dann marschieren. 1. Die Gefahr des Dritten Reiches soll beschworen werden durch die Unterstützung des französischen Bündnissystems. 2. Die Bedrohung der Nilländer und des Seeweges nach Indien durch die Italiener wird vorläufig durch die abessinische Gegenwehr pariert; die Völkerbundsaktion ist nichts als eine halbfriedliche Nachhilfe. 3. Auf der Front gegen Japan wacht das noch unabhängige Rest-China, das nebenbei als Wachposten gegen die vorderhand friedlichen Sovietrussen zu gelten hat. Auf keiner Front kann Großbritannien mit ganzer Kraft auftreten, weil sonst sofort die Katastrophen auf den andern Fronten losbrechen. Das ist in knappen Strichen das Gerippe der politischen Situation auf unserm Planeten, in welches sich alle andern Gruppierungen in der oder jener Form eingliedern lassen. Momentan scheinen die Japaner, angesichts britischer Schwierigkeiten anderwärts, ihren Vorstoß im Reiche der Mitte wagen zu wollen.

Vor einigen Tagen erging aus Peking eine dringliche Einladung chinesischer Bankiers und Handelskreise an gewisse Generäle und Beamte des Nordens, sich zu einem Entschluß aufzuraffen, die Unabhängigkeit des Nordens von Nanking zu beschließen und eine eigene Regierung aufzurichten; man konnte in dieser Kundgebung den Auftakt kommender folgenreicher Ereignisse sehen, umsomehr, als die Japaner erklärten, sie hätten nichts mit der Sache zu tun.

Die Aufforderung der Geschäftskreise war unzweideutig projapanisch. Das Ziel der unabhängigen Regierung sollte sein, sich mit dem neuen Mandschustaate und Japan zu verständigen und eng mit den „befreundeten Regierungen" zusammen zu arbeiten. In Japan wird die Sache so dargestellt, als habe die chinesische Handelswelt lediglich die Währungspläne Nankings abgelehnt und sich gegen die Silberablieferung gewendet. Genau besehen hat Japan gerade diese Widerstände gegen die Silberrequirierung der Zentralregierung benutzt, um die Unabhängigkeitsbewegung ins Rollen zu bringen. Es ist der Gegenschlag, den man erwarten konnte, nachdem sich die Währungsaktion als ein Hieb gegen Japan entpuppte. Die Errichtung einer zentralen Notenbank würde die chinesischen Provinzen enger an die Zentrale binden, die Macht der unabhängigen Regierung stärken, den antijapanischen Widerstand verlängern. Japan antwortet also mit großer Promptheit und mit den radikalsten Mitteln. Frage wird nun sein, ob sich die Zentralregierung gegen den neuen Schlag zu wehren vermag.

Japanische Truppen werden vor Tschingwangtau zusammengezogen, angeblich, um die japanischen Staatsangehörigen zu schützen. Aber die Bemäntelung des Aufmarsches wird schon nach wenig Tagen aufgegeben und offen gegen die Drohung ausgewechselt, einzugreifen, wenn Tschai-Kang-Schecks Armeekorps gegen die rebellischen Nordprovinzen marschieren sollten. Die Bedrohung der Provinzen Schantung und Hopei, so sagen die japanischen Militärs, komme einer Verletzung des Waffenstillstandes gleich, und die japanische Unverfrorenheit geht so weit, gleich zu behaupten, in diesem Waffenstillstand sei die Entmilitarisierung Nordchinas festgelegt worden. Während alle Welt weiß, daß nur in einer schmalen Grenzzone Hopeis keine chinesischen Truppen stehen dürfen.

Alle Vorbereitungen der Japaner klappen. Eine be-



Der Prozess gegen die Königsmörder.

Am Montag vormittag begann vor dem Schwurgericht des Departement Bouches-du-Rhône der Prozess gegen die Mörder des Königs Alexander I. von Yougoslawien und des französischen Aussenministers Louis Barthou. Unser Bild zeigt das Schwurgerichtsgebäude in Aix en Provence.